

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

107 (10.5.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 38

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 38. Karlsruhe, Montag den 10. Mai 1909. 29. Jahrgang.

Harems Ende.

Nur sechs, nach einer anderen Angabe neun Damen seines Harems sind Abdul Hamid in den Salonier Zwangsaufenthalt gefolgt. Ist dies alles, was ihm von den Hunderten von Frauen, Favoritinnen, Sklavinnen des Sultans treu geblieben? Oder soll die Auflösung seines Harems symbolische Vorbedeutung gewinnen für die moderne Türkei? Abdul Hamid hatte nicht weniger Frauen als Schah Seman, von dem „Tausend und eine Nacht“ erzählt, er hätte vier Frauen, sechzig Favoritinnen und viele Hunderte Sklavinnen besessen. Im Sultans Harem lebten auch die berühmtesten Dichterinnen, die in der Geschichte der türkischen Literatur eine hervorragende Rolle spielen. Die Haremstürmung war ein Ereignis, das die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zog. Die Frauen des Harems wurden in die Freiheit entlassen, aber viele von ihnen fanden sich in der neuen Welt nicht zurecht. Einige von ihnen wurden in die Provinzen verbannt, andere wurden in die Klöster eingeweiht. Die Haremstürmung war ein Wendepunkt in der Geschichte der Türkei, der die Rolle der Frauen in der Gesellschaft veränderte.



bis in die allerletzte Zeit ein Stück orientalischer Märchenwelt erhalten zu haben: die Pracht, der Glanz, die Macht, die Fülle eines Despoten aber auch die Lust und die Grausamkeit, Weiberintrigen und Einnahmewirtschaft. Aufgebaut ist diese ganze Welt auf der Sklaverei. Nur darum konnte sie sich bis in die Gegenwart halten, weil Europa das Seine dazu beitrug: der Mädchenhandel verbindet das christliche Europa mit der allerheidnischsten Türkei. Kein Wunder, daß Propagandaschriften, die der Bekämpfung des Mädchenhandels gelten, auch den Harem des Sultans in den Kreis ihrer Erörterungen ziehen. Vor wenigen Monaten erschien ein Roman, der für abolitionistische Ziele, für das Verbot der öffentlichen Häuser kämpft, unter dem Titel „Die weiße Sklavin“. (Des zwanzigsten Jahrhunderts Schmach. Von Elisabeth Schöyn. Deutsch von R. Sternberg. Verlag Continent, Berlin.) Der Roman ist im Auftrag des deutschen Verbandes zur Bekämpfung des Mädchenhandels übersetzt und von Vereins wegen empfohlen, geht also gewissermaßen unter offizieller Flagge. Aber auch unter offizieller, sogar höchst offizieller. Denn dem Roman ist eine Empfehlung des deutschen Kaisers vorausgeschickt, der dem Buche große Verbreitung wünscht.

Diese allerhöchste Empfehlung entbehrt nicht des pikanten Beigeschmacks, denn das Buch ist zu einer Zeit erschienen, da die Freundschaft zwischen dem Berliner Hofe und Abdul Hamid noch durch keinerlei jungtürkische Ereignisse getrübt war. Noch gab es keine Glückwunschtelegramme an die siegreiche Revolution, nur Freundschaftsbeteuerungen für den Badischah. Abdul Hamid wird nun in diesem Roman sehr ausgiebig geschildert. Das berühmte Wort Salisburys von dem „gekrönten Mörder“ ist nur eines unter den vielen nicht schmeichelhafteren Art, welche die Verfasserin dem Sultan widmet. Sein Harem ist nämlich vielleicht der größte Abnehmer für den internationalen Mädchenhandel. Darin hat die Verfasserin ohne Zweifel recht, wie überhaupt in allem, was sie ent-

weder aus eigener Anschauung oder aus aktenmäßigen Belegen kennt. So ist die Schilderung des Sultanharems nicht ohne Interesse; sie ruft den Eindruck der Wahrhaftigkeit und der Glaubwürdigkeit hervor. Denn so sehr auch die Verfasserin den Sultan als Christenfolger und als Haremsbesitzer — beides ist ihr nahezu identisch — faßt, so führt sie die Ausführlichkeit und Lebendigkeit ihrer Schilderung doch auch zu dem Geständnis, daß es den Bewohnerinnen des Harems im allgemeinen nicht nur sehr gut geht, sondern daß sich viele darin auch sehr wohl fühlen. Nicht bloß aus dem romanhaften Grunde, weil die eine oder die andere hierher gelockte Europäerin sich in den Sultan wirklich verliebte. Alle Haremstürmer werden gut gehalten. Die Außenwelt sehen sie freilich niemals wieder. Was an Greueln, wie heimlichen Ermordungen, angedeutet wird, geht selbst in diesem Roman auf Rechnung einer Kadine, das ist eine rechtmäßige Gemahlin des Sultans, oder irgend einer eifersüchtigen Lieblingsfavoritin. Der Sultan gibt zwar einmal auch den Befehl, eine widerspenstige Haremstürmerin in einen Lebersee zu stecken und im Bosporus zu ertränken, doch nur, weil er in ihr eine Verschwörerin gegen sein Leben sieht. Das ist nicht viel für einen Mann, dem im Roman sonst alle Schändlichkeiten nachgesagt werden und dem nichts geschenkt wird, nicht einmal die Erzählung von seiner niedrigen Abstammung. Abdul Hamid soll nämlich der Sohn einer ganz niederen Sklavin, einer Wadetienerin, sein. Doch diese Geschichte wird sonst auf seinen Vater bezogen.

Indes in seinem Geschmack ist Abdul Hamid, glaubt man dem Roman, fürnehmer und europäischer gesinnt. In seinem Harem soll es zahlreiche hochgebildete europäische Damen geben. Es mag schon stimmen, daß der Mädchenhandel durch die kaiserlich-ottomanischen Aufträge mächtige Förderung erfahren hat. Durch Mädchenhändler wird auch die Gelbin des Romans, die weiße Sklavin, von ihrer Heimat Dänemark nach Konstantinopel entführt. Tochter eines dänischen Offiziers, wird sie durch ein Scheinverbot, das eine Gouvernante sucht, durch eine Agentin des internationalen Mädchenhandels zunächst nach Amsterdam gelockt und von dort an ein Londoner Bordell verkauft. Durch Schläge und Peitschenhiebe wird ihr hier der Widerstand ausgetrieben. Im übrigen sind solche Fälle der Bergewaltigung zwar nicht so häufig, als sie der Roman annimmt, doch in einzelnen Fällen gerichtsmäßig festgestellt, und das genügt.

Wie schwer es ist, in solchen Dingen Beweise zu erlangen, erzählt auch der Roman in ganz spannender Weise. Ein junger englischer Adliger gerät, natürlich wider Willen, wie es sich für den edelmütigen Selden eines nicht nur die Befreiung der Bordelle, sondern beinahe auch die Abschaffung der Geschlechtsliebe predigenden Romanes scheidt, in das Londoner Bordell, wo sich die junge Dänin befindet, und wird von dieser um Hilfe angefleht. Er verspricht sie ihr und will sie auch leisten, und bemüht sich auch, sein Wort zu halten. Leider ist er in den Rücken des Mädchenhandels zu unerfahren und bringt so seine Schutzbefohlene, in die er sich verliebt hat, in immer größere Gefahr und immer aussichtslosere Sklaverei. Der Polizeibeamte, an den er sich um Intervention wendet, ist nämlich selber Aktionär des großen Bordellunternehmens.

Auch dies ist keine romanhafte Erfindung, sondern für einzelne Fälle, zum Beispiel in Newyork, erwiesen. Der Polizeibeamte sorgt dafür, daß die unbequeme Person verschwindet. Sie wird nach Paris verkauft, von dort von einem mit Verbrechen beladenen Mädchenhändler nach Marseille gebracht und von hier auf ein Schiff, das bei der Einfahrt in Konstantinopel die Sultansflagge hisst. Da gibt es keine Hafenspolizei und die Gefangene ist dem Sultans verfallen. Der junge Engländer verfolgt ihre

Aus allen Gebieten. Theater, Kunst und Wissenschaft.

Ein Liebeslied vom Konstanzer Konzil. Bei einem Umbau am Hohen Saal in der Zollernstraße zu Konstanz stieß man 1907 auf eine mittelalterliche Mauer mit einer Mische, in der, mehrfach zusammengeklappt, ein Briefchen lag. Wie ein Liebesbriefchen sah es aus, niedergelegt an heimlichem Ort, damit nur die Liebste es fände. Die fand's aber nicht, sondern nach mehr als einem halben Jahrtausend entdeckten es Bauarbeiter, von denen es ein gelehrter Pfarrer erhielt, der es Prof. Martin in Straßburg zur Prüfung gab. Prof. Martin hält es, wie die „Nöln. Zeitung“ einem Aufsatz in der Antiquitäten-Rundschau entnimmt, für original, wenn es auch an eine französische Weise anzuliegen scheint. Dr. M. in der Antiquitäten-Rundschau vermutet jedoch, daß der Ritter, der die Verse schrieb, ein im Volksmund lebendes Liebeslied oder die Waise eines zum Konzil gekommenen Minnesängers nur nachgeahmt habe. Das Hohe Haus in Konstanz war während des Konzils (1414 bis 1418) die Verberge des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, der im Hause zum Hohen Saal am 18. April 1417 erblüht mit der Mark Brandenburg belehnt wurde. Auch eine hochfürstliche Hochzeit hat zur Konzilszeit im Hohen Saal gefeiert. Es bleibt also der Phantasie freigestellt, sich einen Ritter oder Knappen aus der Herrrunde zu denken, der das leidvolle Liebeslied gesungen habe. Unglücklich war der Dichter sowohl in seiner Liebe wie in seinem Dichten und vor allem in seiner Rechtschreibung, die von Ruffamer-Duden wohl kaum gebilligt würde. Dr. M. gibt das Liedchen, so weit es bis jetzt erklärt ist, für „moderne Herzen“ hochdeutsch umgedichtet, folgendermaßen wieder:

Der Mond fiel in den Garten,
Den sieht man schon aufge'n;
Sollt ich drin meiner Liebsten warten,
Was könnt mir Freude mehr gesche'n?

Allerlei.

„Kilowattstunde.“ Der Ausdruck „Kilowattstunde“ ist gang und gäbe geworden, ohne daß der Laie rechte Vorstellung davon hat, was mit dieser verhältnismäßig geringen Elektrizitätsmenge eigentlich erzielt und geleistet werden kann. Der Leiter eines englischen Elektrizitätswerkes hat, wie wir dem „Prometheus“ entnehmen, die Frage aufgeworfen und beantwortet, was man alles mit einer Kilowattstunde — unter Zuhilfenahme der erforderlichen Einrichtungen natürlich — für Zwecke des Haushalts zu leisten vermag. Man kann mit einer Kilowattstunde: etwa 5000 Messer oder 75 Paar Stiefel putzen, 9 Liter Wasser zum Kochen bringen oder 15 Kotteltes in 15 Minuten braten, 3000 Zigarren angünden, 4 Bügeleisen je eine Stunde erwärmen oder drei Lichtbäder geben. Eine Kilowattstunde genügt aber auch, um eine Nähmaschine oder einen Zimmerventilator 21 Stunden lang zu betreiben, um acht Sad Mehl zu Teig zu verarbeiten, um fünf Pferde zu scheren, einen Speiseaufzug eine Woche lang und einen kleineren Personenaufzug während dreißig Fahrten durch vier Stockwerke zu betreiben, um ein Jahr lang eine Wärmehöhle täglich drei Minuten lang zu erwärmen, 250 Flaschen zu füllen und zu verkorken und um 400—500 Liter Wasser 7—8 Meter hoch zu heben!

Aus den Witzblättern.

„Jugend.“
Als Klein-Gele hörte, daß ihr Freund, der kleine Benno auch im August und nur einen Tag früher als sie geboren sei, rief sie aus: „Ach Gott, da wären wir ja beinahe Zwillinge geworden.“
Humor des Auslandes. Der Zuchthausdirektor: „Sie sollen hier entsprechend Ihrem Verus beschäftigt werden. Was sind Sie denn im bürgerlichen Leben?“ — „Landstreicher, Herr Direktor.“
Im Gasthof. Der anspruchsvolle Gast: „Haben Sie nicht einen rauchfreien Raum, Herr Wirt? Ich kann, wissen Sie, Rauch absolut nicht vertragen.“ — Der Wirt: „Hier, Herr Baron.“ — „Ah, bravo! Hier ist es ja sehr hübsch. Sol' hier will nun ich mir eine Zigarre angünden.“

„Überlebende“ und „Abgestorbene“), die ihren Namen seit ein paar Tagen da, um das Welt, welches sie in der Stadt für abgestorbene Waren erhalten, zu vertinken; bevor das alle sei, geben die auch nicht wieder fort.“

Wir lachten nicht wenig über diesen Bescheid. Der Alte, der mittlerweile auch den Wit herankommandiert und bei ihm eine „Kunde“ bestellt hatte, trotz unseres Abwehrens suchte jetzt von uns zu erfahren, wer wir seien, wohin wir gingen, woher wir kämen. Wir machten uns, trotz der gespendeten Kunde, kein Gewissen daraus, ihn fürchterlich zu verhöhnen.

Unser Hauptspasmacher, der kleine Dröse, erklärte ihm mit der ernstesten Miene von der Welt: „Wir seien lauter reisende Studenten und Naturforscher, die unter seiner Führung den Thüringer Wald durchwandern wollten, um ihn auf sein Gehalt an schon geprägten Metallen zu untersuchen.“

Der Alte wird wohl kaum so einfältig gewesen sein, um diese Sprüche nicht zu verstehen. Währendem hatte der vorhin so schwer Geprüfte seine Lamentationen ununterbrochen fortgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Sven Hedin über den Alkohol.

Ein Schreiben Hedins an den Arbeiter-Abstinenzbund Graz.

Der berühmte Afrikanerforscher Sven Hedin hatte auf seinen Reisen in Innerasien, Tibet usw. furchtbare Strapazen, Schnee- und Sandstürme, Kälte und Hitze zu ertragen und war mehr als einmal in Lebensgefahr und in Situationen, wo er alle Geistesgegenwart, Selbstbeherrschung und Energie brauchte. Monatlang fern von jeder Zivilisation, unter halbbarbarischen Völkern, verkleidet, manchmal in der öden Wüste längere Zeit festgehalten — gewiß eine Reihe von Gelegenheiten, die sonst zum Alkoholgenuss veranlassen oder gewöhnlich als Ausreden für den Alkohol dienen. Um so interessanter ist die theoretische praktische Stellung des großen Forschers zum Alkohol.

Als Sven Hedin Anfang April von seiner letzten großen Entdeckungsreise, die die Wissenschaft so bereichert hat, heimkehrte, mit mehr Recht als ein siegreicher Feldherr gefeiert, auch in Wien einen Vortrag hielt, richtete Genosse Dr. Schaderl als Obmann der Ortsgruppe Graz des Arbeiter-Abstinenzbundes Oesterreichs an ihn ein Schreiben, worin er ihn ersuchte, ihm seine Meinung und Erfahrungen über den Alkohol mitzuteilen. Darauf erhielt er folgenden in Stockholm am 12. April abgegebenen Brief Sven Hedins:

Norra Blasieholmshamnen, S. W.,
Stockholm, 1. April 1909.

Sehr geehrter Herr!

Mit bestem Dank für Ihren liebenswürdigen Brief will ich nur sagen, daß ich auf meinen Reisen niemals einen Tropfen von Alkohol mitnehme, auch nicht Cognac für medizinische Zwecke. Ich bin ganz überzeugt, daß Alkohol jede wertvolle Arbeitsleistung erschwert und verhindert und daß nur der etwas wirklich Gutes leisten kann, der sich dergleichen Getränke vollständig absetzt.

Hochachtungsvoll
ergebenster

Sven Hedin.

Dieser Brief des Mannes der Wissenschaft und der Praxis ist ein mächtiges Argument für die Abstinenzbewegung und wiegt das Geschwätz und die Phrasen unwissender oder bezahlter Professoren über die „Notwendigkeit“ oder „Unschädlichkeit“ des „mäßigen“ Alkoholgenusses auf — schreibt dazu die „Wiener Arbeiterzeitung“.

Er ist zugleich eine Mahnung für die sozialdemokratischen Arbeiter: Wenn der Alkohol jede wertvolle Arbeitsleistung erschwert und nur der etwas wirklich Gutes leisten kann, der sich vor den zahllosen Gefahren des Alkohols durch die unbedingte Enthaltung schützt, dann gilt dies auch für die Kulturarbeit, die jeder Sozialdemokrat zu leisten hat.

*) Thermometermacher, im besonderen die, welche das Rohr herstellen und füllen, und die, welche die Skala dazu fertigen.

Es ist der eine Grundfehler des Romans, daß er dort romantisch-unglaublich wird, wo er lebendig-wirklich sein sollte. Dies schädigt seine Wirkung selbst dort, wo er sich auf Material stützt. Diese Methode ist auch nicht ganz ungefährlich. Der Roman will eingeständenermaßen junge Mädchen vor den Gefahren des Mädchenhandels warnen. Was soll man nun dazu sagen, wenn in diesem Roman den Agenten und Nutznießern des Mädchenhandels ein geheimes Abzeichen, Büfennadeln oder Manschettenknöpfe in Form einer nackten Frau, angebracht sind? Wenn unerfahrenen Mädchen, die im Bahnhof einer Großstadt antworten, jedem Frauen, der dieses Abzeichen nicht trägt, dann hätten die Mädchenhändler und Bordellwirte gar leichtes Spiel. Der zweite, entscheidendere Grundfehler des Romans ist eine völlige Ahnungslosigkeit von den tieferen sozialen Ursachen der Prostitution und des Mädchenhandels. Der Leser wird mit christlicher Gesinnung und hochmoralischen Redensarten geradezu überschwemmt. Damit rückt man dem Mädchenhandel wahrhaftig nicht an den Leib, nicht einmal innerhalb der bescheidenen Grenzen, die derartigen Bestrebungen in der bürgerlichen Gesellschaft gezogen sind. In diesem besonderen Falle ist es auch gleichgültig, ob der entthronte Sultan seinen Harem verloren hat oder nicht. Ja selbst wenn die Jungfrauen, wie mancher ihnen zuzumutet, das Haremswesen überhaupt einschränken oder gar aufheben wollten, so ist für die Lösung des Problems noch gar nichts getan. Da nützt kein Beten. Wer die Prostitution mit ihren Begleitererscheinungen nicht will, darf ihren Nährboden, die bürgerliche Gesellschaft, auch nicht wollen. Keine sexuelle Revolution ohne die soziale.

Der neue Sultan.

Prinz Mohammed Reschad Effendi, der am 3. November 1844 geborene Bruder des bisherigen Sultans Abdul

Camid II. ist am 27. April zum Sultan der Türkei ausgerufen worden.



Nur Zeit!

Zum Kriegführen gehört Geld, Geld und nochmals Geld. Zum Erziehen gehört Zeit, Zeit und nochmals Zeit. Nämlich zum Erziehen in dem guten Sinne: das Kind selber machen zu lassen, selber suchen zu lassen, selber finden zu lassen, es aus sich heraus entwickeln zu lassen. Es gibt für die Mütter und Väter aus dem Proletariat keinen heißeren Wunsch zum Feste des ersten Mai, als den: Gebt uns Zeit, Zeit, Zeit zur Erziehung unserer Kinder.

Es gäbe nicht so viel trostlose, verprügelte Jugend unter den Kindern des Volkes, wenn ihre Eltern Zeit für sie hätten. Unter den Vätern sind tausende, die jahraus jahrein keine Zeit haben, sich für die Kinder zu erwärmen, zu interessieren, mit ihnen zu leben, ihre Entwicklung zu fördern. Als Säuglinge und als kleine Kinder sind ihnen die eigenen Kinder oft ganz fremd. Sie wissen nicht, wie man ein kleines Kind auf dem Arme trägt, wissen nicht, wie man es beruhigt, wissen nicht, was es mit seinen Mienen und Bewegungen sagen will. Denn sie haben keine Zeit, es in täglichem Verkehr kennen zu lernen. Sie sind draußen, um Brot zu schaffen, sie würden die Kinder der Gefahr des Verhungerns aussetzen, wollten sie sich Zeit gönnen, ihnen zu lauschen, ihnen interessentoll nachzugehen. Sie dürfen sich keine Zeit nehmen für die eigenen Kinder: ihr ganzer Tag und ihre ganze Kraft gehört dem angespannten Bestreben, Nahrung und Kleidung und Wohnung zu verschaffen für die Kinder.

Und wenn der für Proletariatskinder glücklichste Zustand besteht, daß eine Mutter daheim ist für Kinder und Haushalt — auch dann noch fehlt es eben am dem einzigen, was zu einer glücklichen Entwicklung der Kinder unerlässlich ist: an Zeit. Wer kennt eine proletarische Hausfrau, die Zeit hat? Die Männer reden oft mit Spott und Bitterkeit davon, daß ihre Frauen nie Zeit haben zu einer Zeitung, zu einem Spaziergang, zu einer Versammlung. Sie haben zu einem kleinen Teil recht zu ihrem Spott: die Frauen haben so selten die Fähigkeit, ihre bishigen Zeit zusammenzuhalten, es einmal zu einem Genuß zu verwenden, sie sehen auch in ihrer Zeiteinteilung nicht über die nächste Viertelstunde hinaus, aber: das größere Uebel ist doch eben, daß sie Tag um Tag zehnerlei Pflichten und zwanzigerlei Tätigkeiten und hunderterteiliger Handgriffe zu verrichten haben. Und da geschieht es eben sehr leicht, daß auch die Frauen, die „nur“ Haushalt und Kinder zu versorgen haben, niemals Zeit haben. Daß sie vor allem nie Zeit haben, die Kinder gewähren zu lassen, sich entwickeln zu lassen.

Das Leben im Wald... Wandertage in Thüringen... (Continued from previous page)

Wandertage in Thüringen.

(Fortsetzung.) Nun noch einmal zurück nach Koburg. In der Herberge zur „Seimel“ in Koburg spielten sich beim Beden und Aufstehen ganz dieselben Szenen ab, wie ich sie in den vorigen Abschnitten geschildert habe, dieselben Zänkereien, dieselben Kumpverfuche der Älteren an den Jungen, mit mehr oder weniger Erfolg, dieselben Pöffen, welche den letzteren gespielt wurden. Beim Aufstehen wurden wir auf einen „Kunden“ aufmerksam, der sich wohl erst spät am Abend eingefunden hatte. Mit tiefer, sonorer Stimme trug er fortgesetzt alle möglichen Pitate aus allen möglichen Schauer- und Trauerspielen vor, unter Aufwand eines Pathos, der die Zuhörer unaufhörlich zu ironischem Weisfall „hinriß“. Auch Stellen aus größeren Werken zitierte er bei oft recht wenig passenden Gelegenheiten. Als er z. B. im Begriff stand, seine „Weichen“ anzuziehen, deklamierte er mit hinreichender Komik: „Durch diese hohle Gasse muß er kommen“ usw. Es war ein wandernder Schauspieler von irgend einer Schmiere, der bald die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich zu lenken suchte, so daß bald alles andere vergessen war. Er nahm seinen Vorteil auch gleich trefflich wahr, indem er mit „dem Gute in der Hand“ bei allen seine Kunde machte. Es schenkte ihm auch ohne Ausnahme jeder eine Kleinigkeit. Der Hausknecht, der auch hier das Wederamt versah, war schon einigemal an der Türe erschienen, um die Kunden zu mahnen, daß es Zeit sei, den Saal zu räumen. „Die Dienenjagd zu eröffnen und auf die Wirtsch auf Wangen zu gehen“, wie mehrere der Kunden spöttisch meinten, wobei sie dem Mann gleich den Rat gaben: „möglichst viel von diesem Bild zur Strecke zu bringen“. Der Hausknecht murmelte bei diesen Spöttereien nur unterschwelliges von „frechen Stromern“ und dergleichen in den Bart. Nun, wir beiläufig uns dem auch nach Möglichkeit; uns alle lockte das herrliche Wetter, welches, nach einem tüchtigen Gewitter während der Nacht, wieder herrschte. Von dort drüben winkten uns die Berge des Thüringer Waldes, dort wollten wir heute „Hintippeln“, nach Sonneberg,

Wer hat nicht schon einmal in seiner Jugend mit Thüringer Spielwaren gespielt! Mit jenen hölzernen Häuschen, den primitiv geschwizten Figuren von Menschen, Tieren und Bäumen, die auf den runden Holzscheiben so fleißig dahinein, und von denen die letzteren lauter Pappeln, mit ihrem grellgrünen Laub aus Holzstämme, vorfallen sollen? Dort, in Sonneberg, werden diese einfachen Spielsachen hergestellt, meist in Hausindustrie, wo vom frühen Morgen bis spät abends die ganze Familie, bis zum Kleinsten, wenn es eben laufen kann, angestrengt schaffen muß, um einige wenige Mark zu verdienen. Auch viele Glasbütten sind in dieser Gegend. Viel Christbaumschmuck und auch Thermometer kommen von dort. Dahin ging nun also unsere Reise. Wir kamen durch prächtigen Hochwald, wo fast jeden Augenblick ein Rudel Rehe über den Weg wechselte, uns zahllose Hasen und Rebhühner zu Gesicht kamen. Was war das für ein lauschiges Plätzchen, auf einer Waldlichtung so idyllisch gelegen? Ein richtiges Waldwirtschaus, mit Lauben vorn und hinten, mit Tischen und Bänken vor der Tür. Ein älterer Mann saß einsam mit seinem Schoppen in der Sonne, friedlich umgert und umgirt von zahlreichen Hühnern und Tauben, während von drinnen erheblicher Lärm, Singen und Jauchzen einer anscheinend zahlreichen Schaar von Gänsen heraufschallte. Da konnten wir, als wir gleichfalls singend aus dem Schatten des Waldes auf diese Lichtung herausstraten, doch nicht gleich wieder weiter, da wollten wir eine kleine Rast machen; das Plätzchen war zu schön. Also unsere Taschen, Vertliner und Wanderstäbe hingelegt und Platz genommen. Einige mußten allerdings noch vorher in aller Eile den Bestand ihrer Reisetaschen einer Musterung unterziehen, um je nach deren Befund ihre Aufträge an den Wirt, welcher auf unser Rufen und Klopfen höchst eifertig aus der Türe gestürzt kam, bemessen zu können. Der Wirt schien wunder geglaubt zu haben, was da für eine noble Gesellschaft angekommen sei, als er aber sah, daß es nur arme Kunden waren, mäßigte er seine Eile um ein Beträchtliches. Herablassend — er war, wie wir nachher erfuhren, kein Thüringer — nahm er unsere Befehle entgegen, und brachte nach einiger Zeit jedem das Gewünschte: Bier, Brot, Wurst und dergleichen. Einige Proben unter uns verließen sich sogar zu Schinken mit Eiern, und wurden deshalb von den anderen unter ein wahres Kreuzfeuer von neidischen Blicken genommen. Die Speisen schmeckten soweit gut, das Bier aber war etwas säuerlich, und der Wirt wurde gefragt, „wie lange es schon her sei, daß er das Faß angestochen“ usw. Diese anzüglichen Fragen und Bemerkungen würdigte er aber gar keiner Antwort. Währenddessen war drinnen wieder ein bedeutender Lärm entstanden, und plötzlich flog von diesen träftigen Armen geschleubert, ein junger Mensch heraus, der Kleidung nach ein Arbeiter. Als die etwas schlottig anmutende Gestalt so unerwartet da herausgefahren kam, waren wir zuerst verblüfft, dann aber brachen wir in schallendes Gelächter aus, denn es hatte etwas unwiderstehlich Komisches, als der Mann mit solchem Schwung fast über den halben Platz hinaufste, und denselben beinahe noch mit eigener Länge gemessen hätte. Unsere Spatzvögel konnten sich denn auch nicht enthalten, ihm allerlei spöttische Reden nachzurufen wie: „He, He, trinke doch erst noch einmal, ehe du so schnell weiter gehst“ oder: „Wenn du fallen solltest, dann komme nur zu mir her, ich würde dich dann gerne aufheben.“ Als der so jählings „herausgekommene“ sich etwas von diesem Schreden erholt hatte, setzte er sich auf die Bank neben der Haustür und begann laut und leidenschaftlich gegen die an ihm verübte Gewalttat zu protestieren. Er behauptete wütend, die Fäuste gegen seine Widersacher schüttelnd: „Und er ließe sich das einfach nicht gefallen. Und er hätte gerade so gut ein Recht, da zu sein, wie jeder andere, und er hätte auch seine „Kunden“ bezahlt“, und er wolle doch einmal sehen“... Inzwischen hatte sich der vorerwähnte ältere Mann nach und nach zu uns herangemacht, mit der freundlich lächelnden Frage: „Ob es erlaubt sei“, was ihm natürlich ebenso freundlich lächelnd und huldvollst gefattet wurde. Er erklärte uns darauf liebenswürdig zuvorkommend, „die da drinnen seien lauter